

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 54.

Düsseldorf, 19. August

1916.



Sliegerabwehr auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

# Gefährliche Fahrt.

Von Rudolf Michael.

Lore saß am Fenster und schaute über den See. Blaugrau lag er da. Und sein stilles Wasser schauerte unter dem Atem des Windes. Auf dem gebrochenen Ader dahinter hockte ein unruhiges Volk schwarzer Dohlen. Als der Wind dazwischensprang, flatterten sie wild auseinander.

Lores große, starre Augen hingen an dem schmalen, feinen Uferstrand da drüben, der wie ein Ring das bleierne Wasser einsaßte.

„Ach, wenn man doch immer das Ufer so sehen könnte!“

Ihre Augen schlossen sich für einen kurzen Augenblick, als hielten sie nun Ausschau in irgendein Land, das nicht dort drüben zu sehen war.

Ihre Seele flatterte wie ein Vogel weit über Ader und See stand hoch oben in der klaren Höhe still und sah über die Weite.

In diese Stunde des Träumens fiel sie jeden Tag. Um die Nachmittagszeit. Wenn sie ihre tägliche Arbeit im Hause getan hatte und sich dann mit einer Stidere im Schoß in den alten, knarrenden Lehnstuhl setzte.

Dst war ihr das Herz überschwer dabei. Dann ließ sie den Kopf sinken, und ihre Lippen flüsteren: „Fried.“

Und ganz still war es dann in dem Zimmerchen. Denn wo eines guten Mädchens Seele wandern und träumen geht, da kann es nicht laut und lärmend sein.

Um die Dämmerzeit kam der alte Postbote Claffen und brachte Lore die Zeitung mit den neuesten Nachrichten. Die las sie jedesmal wie einen Brief von seiner Hand. Denn sie las gern vom Krieg und wußte: „Das ist sein Krieg, in dem er mit steht. Das ist seine Not, die er mit erlebt und durchkämpfen muß.“ Und darum liebte sie den Krieg und nahm innerlichsten Anteil an ihm. —

Tagelang Wasser, nächtelang Wellen. So ging die Fahrt des englischen Ueberseers schon zwei, drei Wochen. Unaufhörlich zitterten die Planen unter den Stößen der Maschine.

Der Dampfer brachte eine seltsame Ladung heimwärts.

Einige verwundete Engländer, die aus den Kämpfen in Deutsch-Südwest kamen, fuhrten in die Heimat zurück, um dort ganz zu genesen. Heute war drauf, viel heute, die man zur Verarbeitung oder wohl gar zur Schaustellung nach England brachte.

Und auch drei gefangene Deutsche fuhrten mit, denen man die Ueberfahrt gewährt hatte, weil man sie vielleicht in den heimischen Lagern sicherer glauben als drüben.

Oder was mochte sonst der Grund sein.

Sie bewohnten drei enge Kabinen auf dem Achterschiff, nicht zu nah aneinander, um ihren ständigen Verkehr zu stören.

Fried Hollerbed war der eine, ein breiter, blonder Mensch. Die beiden andern ältere Farmer.

Einmal am Tage durften sie etwa eine Stunde an Bord zusammen sein, während ein Posten mit aufgefanztem Bajonett unter ihnen stand, um jede Flucht über das Meer zu vereiteln. Die übrige Zeit des Tages und die Nacht über hockten sie für sich allein, jeder in seiner Kabine, während sich der schläfrige Posten der Länge nach vor die Türen legte.

Sie fühlten nicht, daß sie heimwärts fuhrten. Sie fuhrten aus einer Gefangenschaft in die andere. Und die wurde um so drückender, je näher sie der deutschen Küste kamen. Manche Stunde bißten sie die Zähne aufeinander und fühlten bitter ihre Ohnmacht und die Unendlichkeit des Wassers.

Gibraltar war vorüber. Die portugiesische Küste hatten sie tagelang zu ihrer Rechten hinten in der dämmernden Ferne geahnt. Nun wühlte sich der Dampfer am Golf von Biskaya vorbei. Er schien hastiger zu stoßen und zu zittern wie ein Pferd, das die Nähe des Stalles spürt.

Das Schiff zog die Flagge ein und fuhr mit kahlem Mast. Alles Licht war nachts gelöscht. Aber die Maschine stampfte so trotzig wie nie.

Da fühlten die drei Deutschen zum erstenmal wieder ein Stückchen deutscher Kraft. Ihr Herz schlug schneller. Und die Augen suchten oft und fern den weiten Horizont ab.

Die Nacht legte sich über das Meer. Schwarze Schatten senkten sich tief in das dunkle Wasser und verjagten jeden Lichttropfen.

Fried Hollerbed hockte auf dem Rand seiner Matraße und hatte den Kopf in die harten Hände gelegt.

Plötzlich sprang er auf und riß mit einem leisen Fluch den Felsen herunter, den man ihm über das Bullauge geklebt hatte. Er wußte wohl, daß man ihn bestrafen würde. Aber er tat es doch. Er wollte sich den freien Blick nicht rauben lassen.

Nun stand er vor dem kleinen, runden Glas, presste Stirn und Lippen dagegen und starrte hinaus über das dunkle, brodelnde und aufsprühende Wasser.

Ach, das tat wohl! Wenn auch die Scheibe schmerzhaft kalt war. Aber dies Wasser war so unendlich weit, so ohne Grenzen! Diese Wände dagegen würden ihn gewiß noch einmal erdrücken.

So wachte er die ganze Nacht. Bald saß er eine Weile sinnend auf dem Betttrand, bald legte er das Gesicht wieder an das Fensterchen und schaute über das Meer. Sein Meer.

Die Dämmerung kam, und mit ihr der Wind. Der segte die Dunkelheit vom weiten Wasser herunter und goß Licht hinein. Dünnes, blaßgraues Licht.

Da sah Fried Hollerbed plötzlich nach Backbord voraus, wohin seine Kabine lag, einen dunkeln Streifen, einen treibenden Kiel, ein — nein, das mußte etwas anderes sein. Es lebte doch. Es war nicht tot wie ein Brak. So etwas sieht ein Seemann gleich.

„Weiß Gott, das ist die deutsche Flagge!“

Oder ist sie's nicht?

Bitternd stand Fried Hollerbed hinter dem kleinen, trüben Fenster seines Gefängnisses.

Doch, sie ist es! Nun weht sie ganz offen. Ein deutsches Boot. Das hat gelauert und abgefangen.

Fried Hollerbed wollte Hurra! schreien. Aber die Freude erstikte ihm das Wort in der Kehle. Gegen die Wand hätte er springen mögen, daß die Brüder aufwachten und es wußten.

Oder ob die es auch sahen? Nein, sicher nicht. Sie schliefen noch. O ihr Mäden!

Der Dampfer stoppte. Mehr sah er nicht. Ob die Deutschen herüberkamen? Das Boot lag noch in einiger Entfernung quer gegen das Wasser.

Herrgott, die würden doch nicht schießen?! Schießen auf Brüder und Kameraden?

Nun drehte es und wandte sich im Bogen vorm Bug des Dampfers vorbei und war seinen Augen entschwunden.

Fried Hollerbed stand noch starr vor der Scheibe und horchte. Aber er hörte nur das Brodeln des Wassers. Und sein Blut floß kalt. Ob sie nun verhandelten?

Ob die im Boot wußten, daß hier drei deutsche Brüder in banger Aufregung warteten und warteten?

Ob wohl?

Plötzlich fuhr der Dampfer weiter. Er stöhnte unter der jäh einsetzenden Wucht der Maschine. Nach Backbord hielt das Schiff hinüber.

Warum fuhr es wieder? Hatten die Deutschen es freigelassen? Hollerbeds Herz sprang wild wie die Maschine des Schiffes. Er stand mitten in der Kabine mit geballten Fäusten.

Mein Gott, daß er so blind war! Nichts sehen konnte!  
 Ein leiser, dumpfer Schuß!  
 Der Dampfer zitterte und rauschte.  
 Da, ein zweiter Schuß!  
 Friß Hollerbed sprang ans Glas.  
 Der Dampfer leuchte und stöhnte.  
 Hollerbeds Herz wollte zerpringen unter dem siedenden Feuer  
 des Augenblicks.

Eine Weile blieb es ruhig draußen. Eintönig stampfte die Maschine. Das Wasser prasselte.

Plötzlich ein jähes Brüllen. Der Dampfer bäumt sich wie ein angefallenes Tier. Krachend und polternd stößt die Maschine.

In einem letzten, wilden Entschluß springt Friß Hollerbed zur

So zieht man ihn an Bord des deutschen Bootes.  
 Das englische Wrack brennt und flammt, während ihm das Wasser bis an die Kehle steht.

Stannend ziehen die Matrosen den Schuttruppler an Deck. Friß Hollerbed ist matt und erschöpft. Aber zu einem Lächeln langt es noch. Die Hand freilich, die er den Kameraden entgegenstrecken will, sinkt müde zurück.

Nun fährt Friß Hollerbed der Heimat zu.

Als er aufwacht, schaut er in ein Duzend heller, lachender Gesichter. Er sieht nach rechts, nach links. Aber die beiden andern sieht er nicht. Da quält sich von seinem Munde die Frage: „Ich allein?“ Die deutschen Matrosen verstehen ihn wohl, sie werden ernst und sehen sich an. Als sie fragen, mag er noch nicht antworten.



Polen unter deutscher Verwaltung: Kontrollversammlung ehemaliger gedienter russischer Soldaten in Lida.

Phot. Gebr. Hackel.

Tür, reißt sie auf und stürzt den schmalen Gang und die steilen Stufen nach oben.

Da rennen ein paar angstgefüllte, bleiche Menschen durcheinander. Die Mitte des Schiffes qualmt und brennt, und es legt sich müde auf die Seite.

Friß Hollerbed rennt ans Heck, springt auf die Aeling, hält sich am Flaggenstod und springt in einem wilden Vogen über Bord.

Nach einer Weile taucht er tiefend an der Oberfläche auf. Mit nassen, trüben Augen erkennt er das deutsche Boot in seiner Nähe. Er sucht zu schreien und den Arm zu schwingen. Und in verzweifelten Stößen arbeitet er sich auf das Boot zu, das sich in der Nähe des Wracks hält.

Da hat man ihn gesehen.

In einer langen Schnur fliegt ihm ein Rettungsring zu, den er nach einigen Augenblicken mit beiden Fäusten packt.

Drei, vier Tage später steht Friß Hollerbed auf deutschem Boden. Er lächelt. Wenn es wirklich einen Traum voll Wunder gibt, so muß dies einer sein, denkt er und geht lachend lanbein.

„Lore? Wartest du noch auf mich?“ fragt sein Herz plötzlich. Soll ich zu ihr fahren und unerwartet da sein wie ein Wind über Nacht?

Nein, das ist nicht gut. Das Herz würde ihr springen vor freudigem Glück. Das ist wie ein zartes Glas, in das man das feuerheiße Wasser nicht mit einem vollen Guß gießen darf.

„Lore, du! Wartest du auf mich?“

In seinem Gesicht sonnt sich das Glück.

So fuhr er zu seiner Braut.

Aber vier Wochen später lag er mit einem deutschen Kreuzer auf der Nordsee draußen, um den Nord seiner beiden Brüder zu rächen.

# Der Regenbogen. Von M. v. Lindow.

Die einsame Frau, die immer allein auf ihrem kleinen Balkon saß, der strandwärts gelegen war, und die immer allein spazierenging, fühlte in dieser Kriegssommerzeit den Unterschied so recht, der zwischen ihr und den vielen Frauengestalten war, welche Trauer trugen, frische Trauer um gefallene Helden. Diese alle hatte der Tod — hatte der Heldentod einsam und traurig gemacht, wenn sie auch ihr Los klaglos trugen. Und sie? Sie hatte das Leben einsam gemacht! Das Leben, von dem sie damals, als sie es bewußt zu leben begann, nicht wußte, daß man es meistern könne, das Leben, das sie, von strengen, starren Gehorjam fordernden Eltern erzogen, ohne eigenen Willen gelebt hatte.

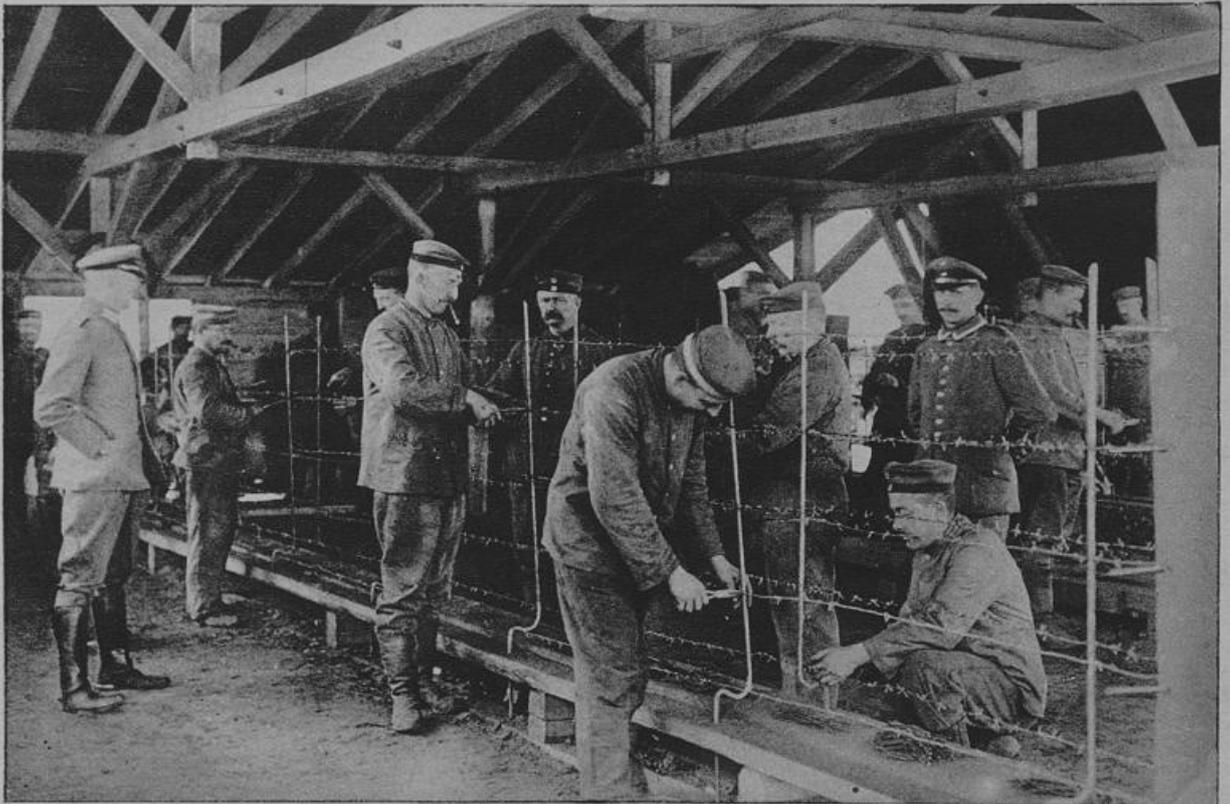
Ihr Herz zog sich schmerzhaft zusammen, wenn sie die Mütter und Frauen der Helden da gehen sah, wenn sie den Nachruf las unter der Todesmeldung: „unser Stolz — in stolzer Trauer“. O — daß sie einmal im Leben hätte stolz sein können auf ihren Mann — auf ihren Sohn! Auf den Mann, der ihrem Wesen so fremd, so fern, so ungleich gewesen, den Elternfürsorge ihr bestimmt und ausgesucht, der bei den Eltern um sie geworben, weil er nicht den Mut hatte, das Mädchen selbst zu fragen. Und dann der Sohn — den sie gehütet, treu erzogen hatte — und doch nur zum Ebenbild des phlegmatischen, bequemen Gatten, der Sohn, den eine schleichende Lungenkrankheit ihr vor einem Jahre geraubt hatte. Wenn sie sich einen Augenblick von seinem Lager entfernte und am Fenster stand, wo sie drunten auf der Straße mit Sang und Klang hinausgezogen zu Kampf und Streit, da krampte sich ihr Herz zusammen. Ihn so hergeben zu können — wie groß, wie schön! Zu wissen, er zog fort — zum Leben, oder zum Sterben — für eine große Sache! Und er hatte sein Leben so in Kleinigkeiten verzettelt, hatte nie einen großen Gedanken gedacht, nur in selbstischer Art seinen Vorteil, seine unwürdigen Vergnügungen

gesucht. Und die Tochter, die geliebte, die gut und klug war und die studiert hatte? Auch die hatte das Leben ihr genommen, sie hatte einen Arzt geheiratet und wirkte als Helferin des Gatten in dessen großer Klinik, jetzt im Lazarett.

Und noch früher — da war sie einsam gewesen im Elternhause — anders geartet als Vater und Mutter, die nach erwarteten wohlbedachten Erziehungsprinzipien ihr einziges Kind erzogen. Ja, nicht zu einer Persönlichkeit mit eigenem Denken, eigener Verantwortlichkeit — nein, zu einer folglichen Nachahmerin der elterlichen Tugenden und Gewohnheiten.

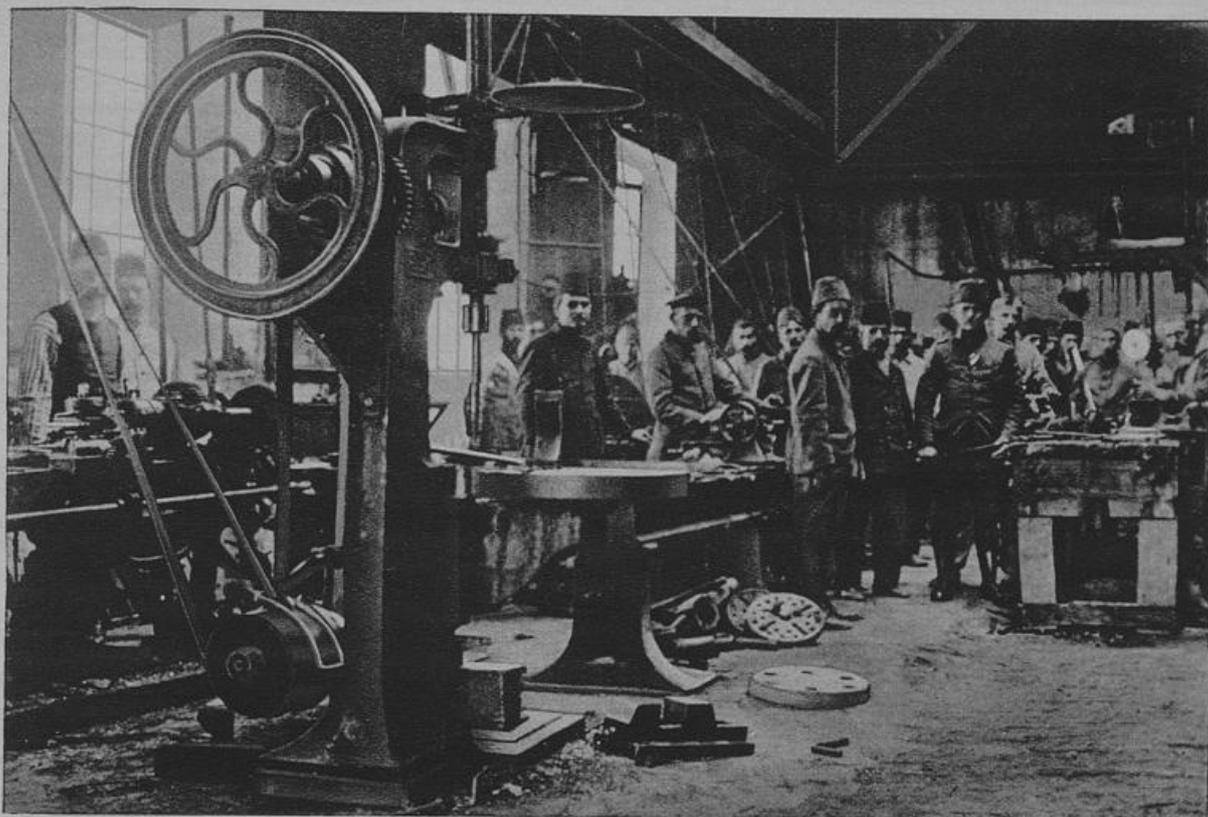
Es war ein dunkler, sonnenloser Lebensfrühling für Therese gewesen, und als einen kurzen Augenblick die Sonne leuchten wollte, zogen sich wieder Wolken zusammen. Kurt von Körbersfeld, der hübsche und fremdbliche Ulanen-Oberleutnant, hatte Therese kennengelernt und um sie angehalten. Es wäre Thereses wohlhabenden Eltern ein leichtes gewesen, ihr die notwendigen Mittel mitzugeben, die für eine Offiziersghe notwendig waren. Aber — sie wollten nicht. „Er will dein Geld,“ sagten sie, „er ist arm, unsere Tochter soll es gut haben in ihrer Ehe.“

O ja, sie war in ihrer Ehe wohl äußerlich gut versorgt gewesen, sie hatte nie Not gelitten, aber ihres Herzens Einsamkeit war groß, war unendlich gewesen. Dem trüben Frühling folgte ein trüber Sommer, dem Sommer ein schwerer Frühherbst. Einsam! Sie wußte es oft gar nicht mehr, daß sie einsam war. Sie war auch an der Seite ihres Mannes einsam gewesen und als sie den Sohn ans Leben, die Tochter an die Wissenschaft und den Mann ihrer Wahl verlor — erst recht. Wie immer, so ging sie auch heute einsam ihren Weg — fort am Strand, wo der Himmel opalfarben fast blendete, über den Weg, der sich landwärts an ein paar großen hübschen Dörfern vorüber zur



Seldgraue beim Bau von Drathhindernissen hinter der Front.

Phot. Verl. J.L. Gief.



Deutsche Artilleriewerkstatt in der Türkei unter Leitung eines deutschen Marine-Ingenieurs.  
In der Werkstatt werden Deutsche und Türken beschäftigt.

Phot. H. Groß.

Hafenstadt zieht. Therese sah noch sehr jugendlich aus, ihre schlanke, biegsame Gestalt trug sie aufrecht und hoch den feinen Kopf mit dem dunkelblonden Haar, in dem schon an den Schläfen weiße Fäden schimmerten. Die großen, ernsten grauen Augen, die von lang bewimperten Lidern bedeckt waren, hatten einen stillen Blick, und in den leidvollen, feinen Zügen stand manche Rune stillgewordener Schmerzen. Still und gehorsam ging Freya, ihre schöne graue Wolfshündin, neben ihr. Therese ging immer einsame Wege, freute sich an der stillen Landschaft und lebte der Gegenwart. Nur hin und wieder flog mit den Gedanken an ihr armes, einsames Leben die Frage durch ihr Gemüt: „Wie, wenn du nun Körbersfelds geliebte Gattin geworden, würde dein Leben dann glücklicher geworden sein?“ Vielleicht glücklicher nicht — aber doch nicht so einsam! Wie es ihm wohl ging? Ob er sich verheiratet hätte, ob er einen guten Lustieß gehabt in seinem Beruf? Dreißig Jahre sind eine lange Zeit, ein Menschenleben, er konnte jetzt General sein, und als solcher war er vielleicht noch mit draußen, oder wenn er schon im Ruhestand gelebt hatte, so tat er nun wohl wieder irgendwo in der Heimat oder im besetzten Lande Dienst. —

Die Ruhe, Stille und Schlichtheit der Landschaft taten ihr wohl. Weit ausgebreitet lag die fruchtbare Ebene vor ihr, dazwischen gebettet ein paar große Dörfer mit zum Teil stattlichen Höfen und wohlgehaltenen Gärten.

In einer Gebüschgruppe stand eine Bank, sie mochte vielleicht zu einem Hause des Dorfes gehören, dessen erste Häuser aus freundlichen Gärten grühten. Da setzte sie sich, und Freya legte sich gehorsam zu ihren Füßen. Sie hatte sich noch soeben an der stillen Schönheit dieses Tages erfreut — da erlosch plötzlich der Sonnenschein — eine große, schwere, dunkle Wolke zog darüber hin, ein heftiger Windstoß fuhr daher, fröhlich hüllte sich Therese in das Tuch, das sie über dem Arm getragen hatte.

Ein alter Herr kam des Weges, schwer auf einen berben Stod sich stützend, ein Knabe ging neben ihm, der einen sehr einfachen kleinen Holzwagen zog, wie ihn Händler benutzen, ihre Waren zum Markt zu bringen. „Fahre heim, Ernst,“ sagte der alte Herr, „ich rühe hier erst aus.“

Als er Therese sah, nahm er den Hut ab, spärliches graues Haar flatterte im Winde um das Haupt und aus dem hagern Antlitz schauten zwei rotumrandete Augen betroffen auf die Dame.

Therese erwiderte höflich den Gruß, dann, als sie bemerkte, daß der Blick nicht nur Verwunderung, sondern auch Mißbilligung ausdrückte, sagte sie: „Verzeihung — ich glaube nicht, daß diese Bank Privat-eigentum sei.“

„Das ist sie,“ lautete die Erwiderung, — „aber Sie können gehen sitzenbleiben, wir haben beide Platz hier.“ Dann, wie sich erinnernd, daß er eigentlich nicht höflich gewesen, fügte er hinzu: „Es kommen so selten Spaziergänger und Badegäste hierher.“

Er sah geradeaus — dahin, wo die Türme der Hafenstadt am Strom aufstauten aus Nebel und Dunst, und wartete gleichsam ab, ob die Dame das Wort an ihn richten würde. Therese, der an der mehr als einfachen äußeren Erscheinung die Sprechweise auffiel, die den gebildeten Mann, der auch nicht ohne gesellschaftliche Schulung war, verriet, ließ schnell prüfend ihre Blicke über ihn gleiten.

Seine Stiefel waren derb und plump, der Anzug altmodisch, von gutem Stoff, aber schlecht gehalten, ebenso der Hut. Und dennoch schien der Mann in der Stadt gewesen zu sein — er zog sein Notizbuch heraus und rechnete, und Therese sah, daß er gut gepflegte Hände hatte und eine gewandte Handschrift. Sein Profil gab ihr zu denken. Wo hatte sie diese Züge schon gesehen? Ließ die Erinnerung sie im Stich oder war es ein Bild nur, dem diese jetzt scharf gewordenen Züge glichen? Ihr war, als habe sie sie früher weicher gefannt und nicht mit diesen kühlblühenden, fast erloschenen Augen — und da

wurden mit einemmal die scharfen Züge des tohlen Gesichts weicher, der Blick der Augen anders, die eingefunkene Gestalt schien aufrecht und straff, und anstatt des abgetragenen, schlechtstehenden Zivilanzuges umhüllte ihn die blaue Waska mit dem roten Kragen, und statt des verbleichten Hutcs sah die Tschapka da oder die hohe Schirmmütze — das war — das war ja Kurt von Körbersfeld, der Mann, dessen Herz für sie geschlagen, dem ihr Herz gehört hatte.

Der Wind wurde stärker, die Wolken jagten, es war ganz finster — das Wetter kam herauf, schon prasselten die ersten Tropfen nieder. Der alte Mann erhob sich.

„Sie werden nicht mehr bis zum Vade kommen, gnädige Frau, das Wetter wird arg.“

„Ich habe Schirm und Tuch.“

Er lächelte: „Das wird nicht schaden — ich wohne dort, gleich rechts in dem Häuschen, treten Sie so lange zum Schutz bei mir ein.“

Therese sah sich um — das Wetter war da — ihr blieb keine Wahl, es bestand keine Möglichkeit, daß sie das Vade erreichen konnte.

„Wenn Sie erlauben, Herr —“

„Rittmeister von Körbersfeld,“ er machte eine linkische Verbeugung.

„Herr von Körbersfeld,“ wiederholte sie mechanisch.

Sie gingen über die Straße, dann einen kleinen, schon fast überschwemmten Fußpfad querfeldein — Freya immer zu ihrer Linken, gleichsam überwachend, wohin die Herrin ging — ein kleines Haus, dessen Verfalltheit sich notdürftig hinter allerlei Flichwerk verbarg, lag vor ihnen, ein kleiner Vorgarten und ein großer Seiten- und Hintergarten, ein großer Geflügelhof dabei. Der Junge mit dem Handwagen stand am Gitter im Regen und an der Haustür, wie erwartend hinaussehend, eine ältliche Frau in wenig sauberer Arbeitskleidung.

„Bitte, gnädige Frau, hier einzutreten,“ sagte Körbersfeld, und ein düstres, mit sehr einfachen und schlecht gepflegten Möbeln ausgestattetes Zimmer nahm sie auf. Therese setzte sich auf das alte Sofa, dessen Federn bedenklich krachten, hinter den Scheiben des Eschrankes standen geschmacklose bunte Tassen und Gläser, an den Fenstern hingen gestickte Tüllgardinen; aber schöne alte Jagdbilder und ein paar gute Geweihe schmückten die schlecht tapezierten Wände. Der kleine Teppich war abgetreten, aber das war das wenigste; er war unfauber, wie die Fensterscheiben. „Sie müssen mit diesem Obdach tütsieb nehmen,“ nahm Körbersfeld wieder das Wort, und mit einemmal fiel ihm die schlechtgehaltene Einrichtung seines Wohn-

zimmers auf, plötzlich, seit die vornehme, schlichte Frau da saß. — Wie aus weiter Ferne tauchte eine Zeit vor ihm auf, da er noch in der lichten, bunten Welt lebte. Diese lichte, bunte Welt, die ihm, seit er zum einsiedlerischen Sonderling geworden, so lugnerisch vorkam. In der er stand in seinem bunten Rod, ohne doch die Mittel, standesgemäß zu leben. Standesgemäß! Wie er dieses Wort schon immer gehäßt hatte. Er hatte eigentlich Landwirt werden, hatte praktisch arbeiten, Geld verdienen wollen, aber da hatte er nicht mit der standesgemäßen Überlieferung gerechnet.

Er wurde Offizier — seine Schwestern verheirateten sich standesgemäß, man lebte standesgemäß — dann war das alles mit einemmal zu Ende, auch durch ein schweres, sich öfter wiederholendes Rheumatismusleiden seine Laufbahn als Offizier. Von dem sehr kleinen Erbteil, das nach der Eltern Tode auf ihn fiel, kaufte er dieses Häuschen und Garten. Kein Landgut — aber ein Stückchen Scholle! Und in der emsigen Arbeit, der echten, rechten Kleinarbeit eines Gemüsebauern, eines Geflügelzüchters und Mästers vergaß er sein standesgemäßes Leben, hatte er im Laufe der Zeit auch das sonnige, ernste Mädchen vergessen, das er geliebt hatte — damals, als sie jung waren.

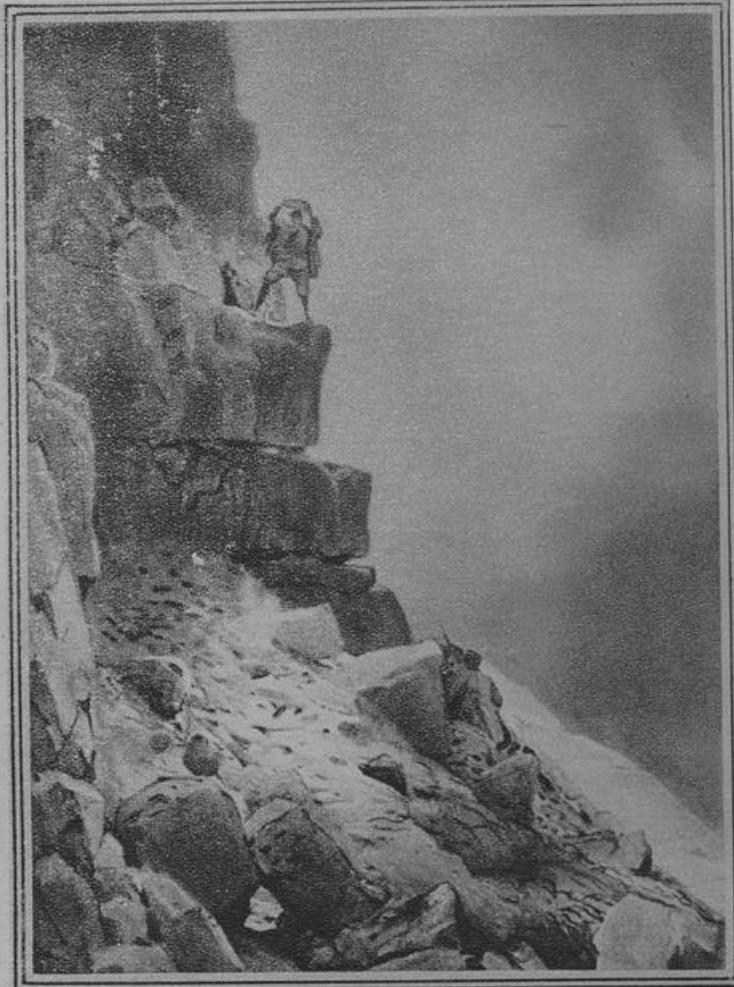
Ein Arbeits- und Erwerbsfieber hatte ihn ergriffen, die Marktpreise für Hühner, Eier, Gemüse und Obst füllten seine Tage aus, er selbst oder seine alte Wirtschafterin ging auf den Markt der Stadt.

Seine Arbeit brachte Gewinn, sein Sparschaft auf der Bank mehrte sich: das war nun standesgemäß; für die kleinen Schönheiten des Lebens hatte er jedes Interesse verloren. Die Gläser, in denen Frau Willich Milch brachte, der Keller, auf dem die Zwiebäckchen

lagen, waren angestochen, aber der alte Mann schien das gar nicht zu sehen. Eigene Gedanken zogen durch Thereses Seele: Sind denn dreißig Jahre eine so lange Zeit, können sie so verwandeln — können sie die Liebe und das Abschiedsweg zweier Herzen so vernichten, können sie zweier Menschen Leben so verschieden gestalten? Krieg? Ja, draußen war Krieg. Man hatte Körbersfeld nicht haben wollen, als er sich gemeldet. Seine Gesundheit war zu schwach — er las die Berichte und verfolgte „sein Regiment“.

Und irgendwo in Rußland und Frankreich kämpften seiner Schwestern Söhne. Ob sie jemand Liebes im Krieg habe?

„Nein,“ sagte sie leise, „mein Sohn ist an der Schwindsucht gestorben.“



Vom österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz:  
Ein Alpino, von einem österreichisch-ungarischen Hornposten überrast,  
versucht, diesen durch Steinwürfe unschädlich zu machen.

Nach einer Darstellung in einer ausländischen Zeitschrift.



Vom österreichisch-italienischen Kriegsgüterplatz: Bodifstraße in den Karnischen Alpen, angelegt von Alpini in 1680 Meter Höhe

Ihre Stimme zitterte — da fragte er nicht mehr — er sah es ihr an, sie hätte ihn lieber im Felde dahingegeben.

Um sie zu unterhalten, sprach er von seiner Arbeit. „Ich treibe auch Kriegsarbeit,“ sagte er, „ich baue in diesem Jahr noch Kartoffeln, habe Land dazu gepachtet. Ich habe auch Kriegsanleihe gezeichnet — ich hatte Geld auf der Bank. Ich wollte immer einmal eine schöne, große Reise machen, wenn ein Jahr besonders gute Einnahmen brachte, ich hab's immer wieder aufgegeben — schließlich hat man's ja doch am besten daheim, die Gewohnheit ist ein gutes Ding.“

„Sie ist eine allmächtige Göttin,“ sagte Therese, „wir verfallen ihr je länger desto mehr.“

Körbersfeld wurde abgerufen, Therese trat in die offene Veranda-tür. Der Regen rauschte noch immer — trüb und grau lag die Landschaft — trüb und grau, wie auch das Leben dieses Mannes geworden.

Wie wäre das gewesen, wenn sie nun, wie sie damals gehofft, ein Paar geworden wären?

Würde es da anders gekommen sein?

Hatte nicht der ritterliche, schlanke Offizier immer vor ihrem geistigen Auge gestanden in ihrer trostlosen Ehe mit dem nüchternen Mann, der nur sich selbst liebte? Hatte nicht die Erinnerung an die Jahre dieser trostlosen Ehe auch ihr späteres Leben verdunkelt, ehe noch die schwarzen Wolken des Kummers um den Sohn kamen?

Der Regen fing an, weniger stark zu fallen, allmählich hörte er ganz auf — die Sonne kam hinter der Wolkenwand hervor — über die Felder und Gärten spannte sich mit einemmal der Regenbogen. Wie oft hatte Therese ihn gesehen — noch nie mit solchem andächtigen Gefühl wie heute.

Im Schimmer des Regenbogens sah sie die dichten Wolken ihres Lebensommers — und der Regenbogen kann jeder Jahreszeit werden: auch nach dem Sturmvetter des Sommers — im Spätherbst — im Winter. Die dunkeln Tage ihres Lebens erschienen ihr von Sonne durchflutet mit einemmal in dem duftig-bunten Perlenlicht des Friedensbogens. —

Körbersfeld kam zurück, trat an die offene Tür, sah den Bogen und meinte sachverständig: „Es kommt noch mehr Regen, schade, Gurken und Tomaten hätten noch viel gutes Wetter brauchen können.“

„Es wird hell — ich will gehen!“ sagte Therese und reichte dem Rittmeister die schmale, weiße Hand. „Besten Dank für das Obdach,“ und sie lächelte dabei, dieses Lächeln, das sie sich aus dem Frühling hinübergerettet hatte in des Lebens Herbst.

Aber er sah dieses Lächeln nicht, er sah wohl die feinen Schmerzenszüge dieses Antlitzes, aber er wußte nicht, daß des Herzens Einsamkeit sie gezeichnet hatte.

Als sie über den Weg schritt, Freya zur Seite, sah er ihr ein Weichen nach: „Eine vornehme Frau!“ sagte er dann und setzte sich an seinen Schreibtisch, seine Bücher fertig zu machen.

„Er kennt mich nicht mehr — er ist ein anderer, ein Fremder geworden,“ dachte sie, als sie wieder so einsam dahinschritt, „er kennt nur seine Kleinarbeit, sein täglich gleiches Erwerbsleben — und ich habe so oft — so oft an ihn gedacht, hatte mir ein Leben an seiner Seite so schön gedacht — wir liebten uns doch — und das ist alles vergessen.“

Ein Wiedersehen mit ihm! Wie hatte ich es mir schmerzvoll gedacht — voll von Entsagung. Und da trafen sich heute zwei altgewordene Leute, die sich im Lenz ihres Lebens nahestanden — und feierten dennoch kein Wiedersehen.“

Der schon etwas blässer gewordene Regenbogen tauchte wieder empor — schillernd und sich spiegelnd — wundervoll sich wölbend über aller Erdennot — auch über der Not, die Therese getragen, trotz allem Kampf und Streit immer noch der alte Friedensbogen. — Noch nicht für das Weltringen spannte er sich — aber für ihre kleine, arme Seele, ihr kleines, armes Menschengeschid. Da ist der Regenbogen — der auch dem Herbststurm und Wetter folgt — und wenn er erlöscht und vergeht — im Licht des Regenbogens ist nun die Erinnerung an die dunkle Jugend und die Not des Lebens doch überstrahlt mit einem Schimmer, der Ewigkeitsdauer hat.



Vom Schauplatz des schweren Artillerieduells an der Somme: Ruinen eines ehemaligen Dorfes im Kampfgebiet.

Phot. Leipz. Pressebüro.